

Der Millionär

Autor(en): **Schmid, Hans Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **11 (1935)**

Heft 12

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-755168>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Millionär

ERZÄHLUNG

VON HANS RUDOLF SCHMID

In den 1880er Jahren lebte in der Nähe von Zürich ein Mann namens Peter Hotz. Mit seiner alten Mutter und einem alten Knecht zusammen, den alle Haniß nannten, bewirtschaftete er sein Bauerngut, zu welchem außer einem Häuschen mit Stall und angebauter Scheune ein paar größere Wiesen und Aecker gehörten. Der Besitz mochte hinreichen, um ein halbes Dutzend Kühe und, wenn es sein mußte, ebenso viele Menschen zu ernähren. Doch war Peter trotz seiner vierzig Jahre unbeweibt und machte auch keinerlei Anstrengungen, sich des ledigen Standes zu begeben. Wenn die Mutter sagte, sie möge nicht mehr, es müsse eine ins Haus, die die Sache machen könne, pflegte er ihr zu entgegnen:

«So eini, wie du eini wotscht, wott ich kein!»

Worauf die Mutter stets zurückgab:

«Immer hoffärtig, brezis wie ein Millionär.»

Sein Wesen war träge und unlenksam, mißtrauisch und unwirsch, scheu und hochmütig. Er hörte es gern, wenn die Mutter ihn mit einem Millionär verglich, denn er hatte erreicht, was er wollte, er hatte der Mutter imponiert. Es war ihm nicht halb so viel daran gelegen, die Arbeit auf dem Gütlein allein zu tun. Was ihn betraf, so hätte er schon eine Bauertochter bekommen können, allein jedesmal, wenn er bei einem Mädchen in Gunst zu stehen glaubte, wagte er kein Wort mehr mit ihm zu reden. Er konnte sich nicht entschließen, das war sein Fehler und sein Schicksal; er wurde darob griesgrämig und heftig, so daß ihm die Nachbarn immer mehr auswichen. Der schöne und abgerundete Landbesitz hätte eine Bauertochter wohl zu locken vermocht, nicht aber die eigensinnigen und gewalttätigen Gewohnheiten Peters, der im Glauben lebte, jedermann mißgönne ihm sein Hab und Gut, und sich deshalb mit allen Kräften gegen Ratschlag und Mahnung sperrte, mochten diese kommen, woher sie wollten. Er wollte «für sich sein», wie er sagte.

Als der Nachbar Ochsner eines Tages an die Tür klopfte, um Peter mitzuteilen, man beabsichtige im Dorf auf gemeinsame Kosten der Landwirte eine Dreschmaschine anzuschaffen, begehrte er auf und rief:

«Ich weiß scho, wie me puuret. Wenn ich e Tröschmaschine nötig han, vermag ich dann scho selber ein z'haufe.»

Im Grunde ärgerte es ihn, daß der Hochmut ihm verwehrte, ja zu sagen und seinen Teil an die Dreschmaschine zu zeichnen; denn das mit dem Selberkaufen war gewaltig übertrieben. Es ärgerte Peter, daß er nicht selber als erster auf die Dreschmaschine gekommen war, besonders als die Mutter fand, es könnte nichts schaden, wenn er der Genossenschaft für die Dreschmaschine beitrete, damit sie es alle ein wenig ringer hätten. Aber schon der Umstand, daß die Mutter etwas befürwortete, was von den Nachbarn kam, bildete für Peter Grund genug, es auszusprechen. Und er gefiel sich nicht übel in der Großhanserei.

Am Sonntagnachmittag pflegten alle drei in der Stube zu sitzen, Peter, die Mutter und der Knecht. Peter und die Mutter saßen am Tisch, Haniß auf der erwärmten Kunst des grünen Kachelofens. War der Ofen geheizt, dann stellte die Alte ein paar Aepfel hinter das blanke Messingtürchen des Ofenrohrs und ließ sie braten. Wenn sie dann ihrem Sohn einen Apfel vorsetzte, raffte er mit wenigen Bissen dort, wo es viel hatte, das Fruchtfleisch hinweg und stellte den Rest aufrecht auf den Tisch, Fliege nach oben und Stiel nach unten. Die Alte schien auf diesen Augenblick zu warten; sie nahm den halb gegessenen Apfel und nagte ihn aus bis auf das Gehäuse. Sie tat das, um zu sparen.

Hatten sie das Wochenblatt und den Kalender zu Ende gelesen, dann holte Peter mit Vorliebe das Nümmal hervor, ein Spiel mit Brett und Steinen, mit dem zwei einsame Menschen sich die Zeit verkürzen können, ohne viel sprechen zu müssen. Es ist ein Spiel, in welchem der Schläuere, der Tifigere, der Berechnendere gewinnt. Ein Spiel, für Bauern wie gemacht.

Bedächtigt legte die Alte ihre Steine auf die Knotenpunkte des dreifachen Stranges, der das Spielfeld des Brettes umzog. Rasch und hitzig legte Peter die seinigen. Er setzte sie so heftig auf, daß die übrigen Spielsteine zitterten und der Knecht auf dem Ofen aus seinem Schlummer erwachte und fragte:

«Hät nüd öpper grüeft?»

«Nei, die Peter chlopfet nu d'Schwabechäfer underem Ofe füre», gab die Mutter zum Bescheid, worauf Haniß sich schleimig erhob und in den Stall ging, um zu füttern und zu melken.

Die bucklige Siebzigerin mit dem graubraunen, aufgeringelten Zöpfchen am Hinterkopf setzte ihrem Sohn einen bedachtsamen Widerstand entgegen. Wenn sie ihm mit dem Bau einer Mühle, zu welcher es drei Steine in gerader Linie braucht, zuvorkam, besann sie sich einige Zeit, welchen von Peters Steinen sie zur Belohnung aussuchen sollte. Hatte er die Oberhand, so raffte er die Spielsteine der Mutter blindlings und unbarmherzig hinweg, besonders wenn es ihm gelungen war, eine Figge aufzustellen und er dafür mit jedem Zug eine Mühle schließen und dafür den Tribut eines gegnerischen Steins fordern konnte. Es war ihm aber nicht immer darum zu tun, rasch zum Schluß zu kommen. Wenn es ans Gumpen ging, behielt er seine Mühle offen, solange die Mutter selbst keine sichtlichen Anstalten traf, die Oberhand zu erhalten.

«Du bischt en Uflat», pflegte ihm dann die zahnlose Alte nicht ohne Bewunderung zu sagen. Er aber triumpierte:

«Gäll, es hät di wider emals», und nötigte sie, nochmals von vorne zu beginnen.

Wenn es dann für Peter schief ging und die Mutter ihm mit der Figge zuvorkam, und seine Steine (einer nach dem andern, und immer zuerst die besten) auf ein Häufchen neben der dunkelbraunen Hand der Alten zu liegen kamen, ergriff er das Spielbrett und rüttelte die Steine durcheinander.

«Bschiß!» sagte er und ging hinaus.

«Natürlich, Bschiß», rief sie ihm mit schiefen Mundwinkeln nach, «immer wenn der ander gwünnt, dann isch es Bschiß. Aber wänn du selber gwünnt, dann isch es kei Bschiß, dann isch alls i der Orniß und rächt.»

Peter horchte nicht auf diese Reden. Er trat aus dem Hausgang ins Futtertunn hinaus und dann in den Stall, wo der Knecht melkend zwischen den Kühen saß. Um ihn zu ärgern, schob er das Heu, von welchem die melkende Kuh eben fressen wollte, im Bahren nach links und rechts den beiden Nachbarkühen zu, worauf die mittlere unruhig wurde und nach dem Knecht und seinem Milcheimer ausschlug.

Das Häuschen lag am Dorfbach. Eine steingewölbte, geländerlose Brücke führte von Peters Hofstatt her am Misthaufen vorüber zur Straße. Es war das letzte Haus des Dorfes am Weg zum Bahnhof, der weiter unten als braunes Häuschen einsam in den Feldern stand. Peters Aecker und Wiesen reichten bis zur Bahnlinie. Ein flacher Hügelzug, der Buck, begrenzte sein Eigentum und seine Aussicht gegen die Stadt.

Zu der Zeit, da unsere Erzählung beginnt, war Zürich noch eine kleine Stadt, doch eng umschlossen von einem Kranz von stetig wachsenden Dörfern, von denen manche so viele Einwohner hatten, wie die Stadt selbst. Während es der Stadt immer besser ging, ging es den Vorstädten immer schlechter. Von einzelnen Dörfern aus wurde deshalb, um einen gerechten Ausgleich der öffentlichen Lasten zu erzielen, der Anschluß ihrer Gemeinwesen an die Stadt mit allen Mitteln betrieben.

In den Vorstädten ließen sich die Arbeiter nieder, weil sie da ein billiges Unterkommen fanden, zu ihrem Arbeitsplatz in der Stadt aber keinen langen Weg zurücklegen hatten. Die Fabrikanten und Handelsherren in der Stadt brauchten unaufhörlich neue Menschenkraft, die Welt brauchte Baumwolle, die Welt brauchte Seide, die Welt brauchte Maschinen. Die Menschen aber, deren Hände die Baumwolle, die Seide, die Maschinen zubereiteten, brauchten Wohnungen. Neue Fabriken, neue Wohnhäuser schossen in langen Zeilen aus dem Boden. Ein Rennen auf den Landbesitz setzte ein. Es begann nicht in der Stadt; denn dort blieben die meisten Besitztümer lange in fester Hand.

Der Strom der Einwanderer in den Außendörfern hatte zunächst ein unvermitteltes Ansteigen der Bodenpreise zur Folge. Land war plötzlich eine kostbare Sache geworden. Überall, wo ein Land oder ein Unternehmen im raschen Aufstieg oder Niedergang begriffen ist, sind die Spekulanten gleich zur Hand; Dunkelmänner,

über Nacht aufgetaucht, die den Profit stundenweit riechen, wo es immer sei, mischten sich in die Sache, gingen in den Dörfern um und schwatzten den Bauern den Boden ab, um ihn zum doppelten, dreifachen, zehnfachen Preis an die Baumeister loszuschlagen, die vom Taumel des Bauens ergriffen waren. Banken und Finanzierungsgesellschaften schlugen sogleich Wurzel in diesen Baugründen und erteilten unbedenken die größten Kredite. Wer profitieren konnte, profitierte. Wer Land besaß, bekam dafür jeden Preis; wer es für sich behielt, spekulierte darauf, in einem günstigen Augenblick noch viel mehr zu lösen, als ihm geboten wurde. Die Bauern konnten sich nicht in den Gang der Dinge schicken, und manchem wurde die Spekulationswut zum Verhängnis.

Peter Hotz war nichts daran gelegen, sein Land zu verkaufen. Er brachte dem Metzger jedes Jahr zwei oder drei Kälber, einige Schweine und eine Kuh, er brachte dem Müller jeden Herbst einen Wagen voll Weizen, und aus dem Erlös seines Fleißes schlug er Jahr um Jahr ein Geringes vor. Sein Geiz und sein Mißtrauen hinderten ihn, am Treiben der andern teilzunehmen, und so kam es, daß er nicht einmal wußte, wie viel der Fuß Landes galt. Er gehörte nicht zu denen, die alle ihre Geschäfte im Wirtshaus breit schlagen und sich von Freunden beraten und von Neidern beneiden lassen. Freunde hatte er keine; ob er Neider hatte, darum kümmerte er sich nicht.

Eines Tages pochte ein gut gekleideter, lächelnder Herr mit einem Pelzkragen an seine Haustür. Die Mutter, die gerade zu Hause war und das Mittagessen rüstete, öffnete ihm. Er wollte Peter sprechen, der aber war beim Mistführen auf dem Felde und kehrte erst auf die Mahlzeit heim. Der gutgekleidete Herr mit dem Pelzkragen ließ sich indessen nicht abweisen, und nach einigem Zögern ließ die Alte ihn in die Stube eintreten, wo er sich's unverweilt bequem machte.

«s ischt eine dinne», flüsterte sie Peter zu, als er, auf den zusammengelegten Seitenbrettern des Bienenwagens sitzend, über die Brücke auf die Hofstatt fuhr.

«Waaas?»

«Es seig eine dinne», machte sie nochmals mit gedämpftem Ton, während er sich anschickte, gemächlich die beiden Kühe auszuspannen.

«Was wott er?»

«Es ischt en noble Herr us der Stadt», beteuerte sie. Wenn Männer hungrig sind, so sind sie auch leicht reizbar, wenn sie nach Hause kommen und der Hunger im Gedärm ist und die Mahlzeit auf dem Tisch; und wenn ein Ungerufener dasteht und glaubt, seine Sache sei wichtiger als das Mittagessen, dann ist man erst recht bereit, ihn abzuschütteln. Ungeduldig und fast überlaut brüllte Peter die Alte an:

«Was wott er?»

Der Herr mit dem Pelzkragen hatte vom Stubenfenster aus Peters Gefährt einschwenken sehen und stand schon unter der Haustür, als Peter diese Worte rief.

Der Herr aus der Stadt lächelte. «Grüß Gott, Herr Hotz!» frohlockte er, wie wenn er den Bauern schon seit Jahren kennen würde, wie wenn er sich seit Jahren auf dieses Wiedersehen gefreut hätte. Peter erwiderte den Gruß etwas mürrisch und befahl der Alten, den Zimis zu rüsten, er habe Hunger, Haniß werde gleich nachkommen, und wenn er da sei, wollten sie essen.

Der Herr im Pelzkragen verstand wohl, daß diese Worte an ihn gerichtet waren. Aber er kannte die Bauern. Er begann zunächst die Tätigkeit Peters zu loben. Das sei sehr geschickt von ihm, gerade jetzt Mist zu führen, das Wetter sei eben gerade recht dazu, nur die unbelährbaren, die ungebildeten, die dummen Bauern versparten das Mistführen auf eine spätere Zeit, und dergleichen. Dann kam er, ehe Peter sich über die Verständigkeit dieses Stadtherrn fassen konnte, auf das Vieh zu sprechen; «Sauberes Vieh lobt seinen Besitzer», sagte er, und wieviele Krankheiten man den Tieren mit der Reinlichkeit ersparen könne, und daß es auch beim Metzgen und beim Preis des Fleisches sehr darauf ankomme, ob man das Vieh sauber gehalten habe oder nicht.

Peter-Hotz taute bei diesen Reden langsam auf. Der lächelnde Herr machte Miene, zu gehen. Denn er wollte nicht beim Mittagessen stören, er komme später vielleicht wieder einmal vorbei.

(Fortsetzung Seite 350)

Studebaker Champion

**Neue vollkommene Schwingachse
Hydraulische Compoundbremsen**

1935

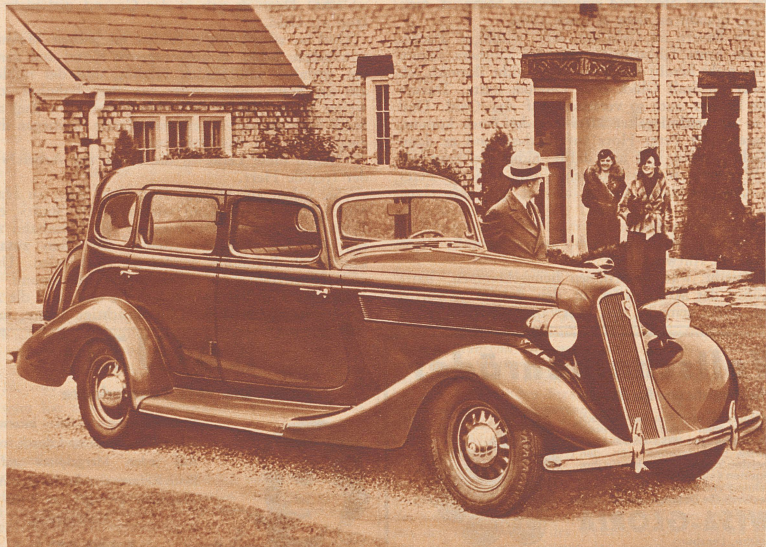
Eine prächtige neue Serie von Automobilen für 1935 – die fortschrittlichsten Wagen der Welt, von der ältesten, d. h. seit 84 Jahren bestehenden Fahrzeugfabrik der Welt hergestellt. Studebaker-Carosserien sind wirklich neu, jedoch schön und bewahren die Form, die von den meisten Automobilisten begünstigt wird.

*Kaufen Sie einen Studebaker 1935
und Sie besitzen einen Champion*

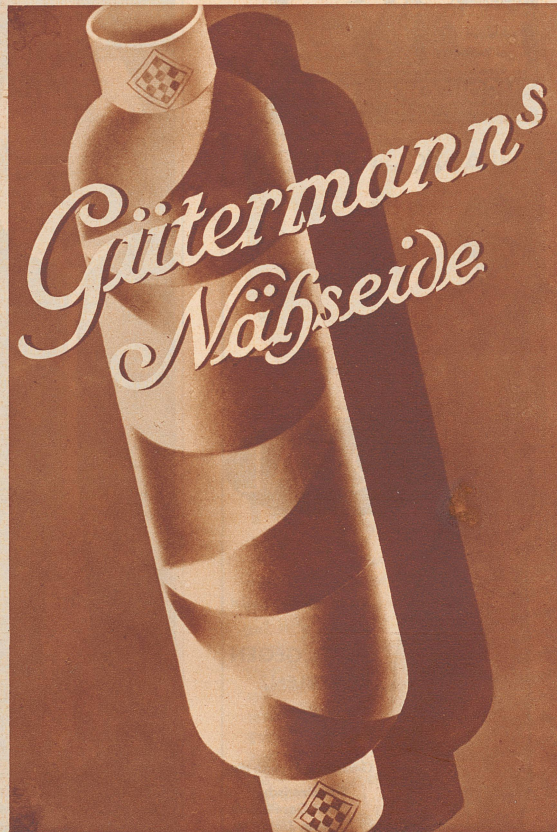
Großgarage und Auto-Werkstätte

Binelli & Ehrsam AG

Stampfenbachplatz 48-56, Zürich



VERTRETUNG FÜR DIE KANTONE: ZÜRICH - SCHAFFHAUSEN - THURGAU,
ST. GALLEN - APPENZEL - GLARUS - ZUG - URI - SCHWYZ - UNTERWALDEN - LUZERN



Gütermann's Nähseiden A. G. Zürich Fabrikation in Buochs am Vierwaldstättersee
Einzige schweizerische Nähseidenfabrik mit eigener Spinnerei

«Was wollt Ihr denn von mir?» fragte Peter nun.
 «Was ich will? Geld bringen will ich Euch!» bemerkte der Herr und machte schlaue Aeuglein, «aber ich kann auch ein andermal vorbeikommen.»

«Wird nüt sy. Sie sind mir nüt schuldig.» Peter wurde wieder barsch. Der lächelnde Herr merkte, daß er zu weit gegangen war, darum lenkte er ein:

«Geld bringen will ich Ihnen, aber natürlich nicht umsonst. Ich nehme Ihnen etwas Wertloses ab, und gebe Ihnen dafür einen Haufen Geld.»

Geld ist ein seltsames Ding. Jeder liebt es, jeder braucht es, jeder nimmt es. Man weiß, daß es ein unsauberer, unedler Stoff und eine dreckige Sache ist, man nimmt es, braucht es, liebt es trotz allem.

Bei den Bauern ist Geld ein sehr wichtiger Punkt. Wenn die Ernte fehlschlägt, setzt der Zinsherr darum den Zins nicht herab; die Bank fragt nicht darnach, ob der Bauer im Stall Glück oder Unglück hatte. Darum sind die Bauern auch so versessen auf das Geld. Und wenn so ein geschneigelter Herr aus der Stadt kommt, um ausgerechnet Peter Hotz aufzusuchen, und er dann noch Geld bringen will und dafür nichts verlangt als etwas Wertloses, was man ohnehin nicht schätzt? Peter wollte schon Vertrauen fassen, aber er gab sich einen Ruck.

«Und das wär?» fragte er.

«Ein Streifen Streuland, nicht mehr und nicht weniger, war die Antwort.

Der Knecht war unterdessen heimgekommen, hatte den Kühen das Mittagfutter in den Bahren geworfen und sich daran gemacht, den Mistwagen wieder zu laden.

Die Alte rief zum Mittagessen. Haniß steckte die Mistgabel in den dampfenden, gelbbraunen Haufen und schritt auf die Haustüre zu, unter welcher der Herr aus der Stadt immer noch mit Peter verhandelte. Haniß drückte sich mit seinem schmutzigen Kittel und den kotigen Schuhen zwischen den beiden hindurch. Im Augenblick, als er zwischen seinem Meister und dem fremden Eindringling durchschritt, rief er «Obacht!» Der Herr aus der Stadt wich einen Schritt zurück. Peter verstand die Mahnung, aber er hatte jetzt Wichtigeres zu tun, als Suppe und Kartoffeln zu essen. Der Angelhaken saß: Geld erhalten, Streuland verkaufen — das tönte nicht schlecht. Denn es gab in der Gegend viel mehr Streuland als Geld.

Und so schritten die beiden ungleichen Männer, der untersetzte Bauer im abgetragenen Kittel und dem uralten, grünlich schillernden Filzhut, und der noble Herr aus der Stadt, miteinander auf den Bahnhof zu, der weiter unten einsam im Felde stand. Ein Zug aus der Stadt fuhr soeben ein; ein paar Leute entstiegen ihm und gingen eilig auf das Dorf zu.

«Gehen diese Leute in die Stadt zur Arbeit?» fragte der fremde Herr.

«Sie gehen am Morgen früh weg, essen zu Hause zu Mittag und fahren dann wieder in die Stadt», erklärte Peter. Es sei etwas Dummes, so viel Eisenbahn zu fahren und den halben Verdienst, den man zusammenkratze, als Bahnlohn wieder zu verchärelen. Und das viele Eisenbahnfahren sei auch gar nicht gesund.

Der Herr im Pelzkragen lächelte und fand die Ansichten Peters vortrefflich. Der einsichtige Bauer, sagte er,

sei und bleibe der Grundstock des Volkes, daran gebe es nichts zu rütteln. Sein Vater sei auch Bauer gewesen und er bereue es heute noch, daß er nicht Landwirt werden durfte, daß ihm in seiner Jugend der Sinn für die Landwirtschaft gefehlt habe und dergleichen. Dabei war für ihn die Hauptsache, zu erfahren, wie die Bauern in diesem Dorfe dachten. Er stellte mit Befriedigung fest, daß die Leute keine Ahnung hatten, welche Entwicklung ihrem Dorf bevorstand. Für ihn war es klar, daß in Zukunft Hunderte, ja sogar Tausende von Menschen mit der Eisenbahn in die Stadt zur Arbeit fahren würden, daß man hier nur Häuser mit Wohnungen zu bauen brauchte, um diese Hunderte und Tausende hierher zu ziehen. Und daß diese Bauern offenbar gar nicht wußten, welchen Wert ihr Land hatte, das gefiel ihm nicht übel.

Peter war bei dem leutseligen Wesen des Stadtherrn immer mehr aufgetaut. Er zeigte ihm sein Streuland längs der Bahnlinie, es war ein beträchtliches Stück, breit genug, um eine Zeile von Fabriken und Lager-schuppen hinzustellen. Der Geleisanschluß, um den es dem Stadtherrn zu tun war, war leicht zu bewerkstelligen, wenn man die feuchten Gräben und Tümpel auf-füllte. Peter sagte, das könnte man mit geringer Mühe tun; wenn der Buck abgetragen werde, führe man einfach ein paar Wagen voll Kies und Erde her.

Sie schritten das Land ab. Es waren einige tausend Quadratmeter.

«Viel wert ist euer Land nicht», sagte der Herr wie beiläufig, als sie wieder zum Bahnhof zurückschritten. «Was soll es gelten?»

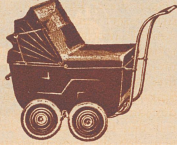
(Fortsetzung Seite 352)

Vollscheibenräder

sind heute große Mode

Wählen Sie aber nur den wirklich hygienischen und vornehmen **One-Wheel-Wagen WISA-GLORIA!** Er dürfte nicht umsonst von den meisten Schweizer Ärzten für ihre eigenen Kinder bevorzugt werden. Katalog und Ernährungsbuch gratis durch die Detailgeschäfte oder

WISA-GLORIA
Werke, Lenzburg.



TRAUBENKUR ZU JEDER JAHRESZEIT

Allgemeine Blutreinigungskur, Zuckerkrankheit, Rheumatismus, Fettstoffigkeit, Blutarmut, etc.

Haut- und Blutkrankheiten, Magen- und Darmkrankheiten, etc.

erleichtert die Verdauung, regt den Appetit an.

MÉDICOFERMENT
reine Traubenhefe - prospekt gratis auf verlangen
KURZ UND LANGFRISTIGES VERLANGEN AUSSEHLICH MEDICOFERMENT

SCHLANK und SCHÖN



durch

ORBAL

das neuzeitliche, absolut unschädliche

MITTEL GEGEN KORPULENZ

Kein Abführmittel
Keine Diät

Gratisprospekt durch die
Schweizerische Orbal-Gesellschaft
Zollikon-Zürich 40

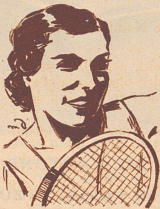
Erhältlich in Apotheken



Orbal ist neu u. einzigartig u. wird von Tausenden weiterempfohlen!

KATUZIT

Die rote Tennisdecke



Standardmaterial des internationalen Tennisbau, durch und durch rote Decke. Auf jeden Mergelplatz aufbringbar. Erste Referenzen des In- und Auslandes. Trotzdem geringer im Preis als jede Konkurrenz.

VIVELL

Tennis- und Sportplatz-Bau

Offen • Tel. 30.37 Basel • Tel. 47.562

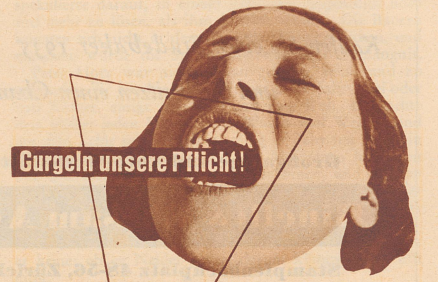
„Die neue Zeit“

DAS MODERNE HANDGEHÄMMERTE BESTECK

Sternegg

Silberschmiede Schaffhausen

Tafellöffel in den Preislagen von Fr. 2.50, 3.-, 3.50, 4.-, 9.- und 11.-. Ausführung echt Silber 0.800 und schwerste 100er Versilberung. Verlangen Sie Offerte und Muster. - Detailverkauf in Zürich: Hans Benes, Naefenhaus (Usterstraße-Bahnhofstraße)



Erkältungskrankheiten und Halsleiden eine Volksgefahr.

Vielgeplagter Hals! Er hat die unzähligen Bakterien, die wir immer wieder einatmen, unschädlich zu machen. Wird er nun durch nachlässige Behandlung und Erkältung geschwächt, kann er dieser Giftträger nicht mehr Meister werden - dann droht Krankheit - Leiden! Aufklärung tut Not - ebenso tägliches Gurgeln - am besten mit SANSILLA.

Dieses medizinische Gurgelwasser besitzt bakterienfeindliche, entzündungshemmende Kraft. Einmal tief gurgeln - und schon spürt man, wie es die Schleimhäute zusammenzieht, die Poren abdichtet und so den Infektionen vorbeugt. Das ist die bekannte SANSILLA-Schutzwirkung, die sich bei Halsleiden und Erkältungskrankheiten schon oft bewährt hat.

Sansilla ist stark konzentriert — darum sparsam im Gebrauch!

Originalflaschen Fr. 2.25 und Fr. 3.50.

Sansilla

Das Gurgelwasser für unser Klima
Ein Hausmann-Produkt. Erhältl. in Apotheken.

«Macht ein Angebot!» sagte Peter kleinlaut.

«Nein, Sie!»

«Nein, Ihr.»

«Setzen wir uns ein wenig ins Bahnhofrestaurant,» machte der Herr, «dann wollen wir darüber sprechen.»

Peter wollte nicht. Er wußte schon, was dieser Fuchs vorhatte. Erst wollte er ihn ins Wirtshaus bringen, und dann sollte er selbst noch die Zeche bezahlen.

«Bei einem Gläschen Wein werden wir schon einig. Den Wein auf meine Kosten natürlich.» Das beruhigte Peter. Er dachte sich, er könne dann immer noch machen, was er wolle. Erst wollte er diesem Großhans einmal ein paar Franken wegtrinken und ihm dann zeigen, wer Meister sei auf diesem Land. So betraten sie die kleine Gaststube, die um diese Zeit leer war.

Der Stadtherr bestellte Schinken und Wein. Peter wehrte ab und wollte nach Hause gehen. Man erwartete ihn dort. Der andere besänftigte ihn, und als sie anstießen, war Peter schon entschlossen, noch ein bißchen zu bleiben. Er war nicht gewohnt, am hellen Tag im Wirtshaus zu sitzen; er war auch nicht gewohnt, zum Mittagessen Wein zu trinken. Der schmeckte besser als der Birnenmost, den die Alte und Haniß nun zu Hause tranken. Er mochte es die beiden gönnen, daß sie nur Most bekamen.

Die beiden Männer aßen und tranken und sättigten sich. Der Stadtherr schenkte Peter Hotz immer wieder ein, schlug ihm auf die Achsel, so daß Peter ins Lachen kam und immer wieder ausrief: «Du g'fallsch mer, du g'fallsch mer.»

Peter hatte nicht beachtet, daß der Stadtherr seine Schlücke knapp bemas und daß er selbst ein ganzes Glas austrank, während der andere von seinem Wein nur genippt hatte. Peter merkte, es reute den Stadtherrn nicht, mit einem gewöhnlichen Bauern am Schanktisch zu sitzen, es kam ihm auf ein paar Gläser mehr oder weniger nicht an. Dunkel erinnerte er sich an seinen Vorsatz, er wolle dem Herrn schon zeigen, wer Meister sei auf seinem Land, und beinahe hätte er diesen Gedanken ausgesprochen. Da fing Herr Nievergelt, wie er sich nun endlich vorstellte, selbst davon an.

«So, Herr Hotz, und warum ich eigentlich gekommen bin: das Land an der Bahn muß ich haben.»

Peter tat dergleichen, als höre er nicht. Darauf schwing Nievergelt ebenfalls wieder, nahm seine Brieftasche zur Hand und blätterte in Banknoten, und zwar so, daß Peter es sehen mußte. Er ergriff einen Tausenderschein aus dem Bündel und legte ihn vor Peter hin, der ihn zitternd zur Hand nahm und betrachtete. Er stellte sein Glas auf die Note, «damit der Wind sie nicht fortrimmt,» sagte er schlau.

«Sie gehört euch, Hotz, wenn wir gleich einig werden.» Was nun geschah, war für Peter wie ein Traum. Die

Tausendernote bestach und blendete ihn, er dachte nur an sie. Nievergelt forderte Tinte und Papier und setzte einen Vertrag auf: Peter Hotz verkauft ihm sein Streuland für dreitausend Franken. Tausend Franken nimmt er als Anzahlung entgegen, der Rest wird ihm bei der Beurkundung des Kaufs auf dem Notariat ausbezahlt. Soweit las Nievergelt den Zettel vor.

«Es stahnt no öppis da, was heißt säb?» brauste Peter auf.

«Peter Hotz zahlt an Armand Nievergelt, wenn Hotz mit dem Kauf nicht Wort halten sollte, eine Entschädigung von fünftausend Franken.»

«Dumms Züg, i ha verhaufet und derbi blybt's!» Peter wurde wütend. Herr Nievergelt blickte auf die Uhr, daraufhin auf den Fahrplan. In einer Viertelstunde fuhr der nächste Zug nach Zürich.

Nievergelt tunkte die Feder ein und reichte sie Hotz zum Unterzeichnen. Der Bauer wurde wieder mißtrauisch.

«Nüt isch, nüt wird underschribe. Ich halte Wort und damit Basta!» Er schickte sich an, die Tausendernote zusammenzufalten und einzustecken.

«Halt!» sagte Nievergelt und schlug die Hand über den Tausenderschein. «Mir kann's ja gleich sein, ob ihr da unten euer Land los werdet oder nicht. Mein Geld her!»

Peter ließ die Banknote fahren. Nievergelt rief die Serviertochter und erklärte ihr laut: «Ich zahle alles. Auch den Rausch von Herrn Hotz.»

Peter fuhr auf, er sei nicht besoffen, ein Bauer wie er möge schon etwas Wein vertragen, er wisse immer noch genau, was er tue.

«Geht mich nichts an,» machte Nievergelt und nahm den Ueberzieher mit dem Pelzkragen vom Haken. «Ich fahre ab.»

Peter schaute zu und lachte dreist. Als Nievergelt schon an der Türe war und eine Bahnhofglocke zu läuten begann, sagte er:

«Herr Nievergelt, es isch nu Spaß. Her mit dem Gäld, ich unterschribe.»

Nievergelt, der den Kaufvertrag zusammengefaltet in die Brieftasche gesteckt hatte, holte ihn wieder hervor. Peter Hotz unterschrieb, ohne zu beachten, was auf dem Zettel stand. Der eifrige Nievergelt hatte als letzten Punkt festgesetzt, Hotz verpflichte sich, auf eigene Kosten das Gelände auffüllen zu lassen.

Der Zug fuhr ein. Nievergelt machte sich eilig los. Den Vertrag mit Peters Unterschrift hatte er wohlverwahrt in der Tasche.

Peter Hotz ging nach Hause. Der Knecht war wieder aufs Feld hinausgefahren, die Alte saß in der Stube und flickte Strümpfe. Er ging hinein und hielt ihr die Tausendernote hin. Der Alten entsank die Nadel. Sie hatte

ihrer Lebtage noch kein solches Ding gesehen. Sie beschlossen von dem Schatz und von dem Verkauf niemand ein Wort zu sagen.

Als Peter am Abend gegen seine Gewohnheit eine Schenke aufsuchte, war man dort schon unterrichtet. Die Serviertochter im «Bahnhof» hatte den Verkauf weitererzählt. Das war Peters erste Enttäuschung. Man wußte im ganzen Dorf, daß er sein Weinglas auf eine Tausendernote gestellt hatte. Man wußte auch, daß er dreitausend Franken für das ganze Landstück bekam. Das Ereignis wurde gefeiert, und Peter mußte zahlen.

Peter Hotz glaubte, seinen Stadtherrn über die Ohren gehauen zu haben, denn er bildete sich plötzlich weiß was auf sein Talent zum Handeln ein. Darum erlebte er bald die zweite Enttäuschung, als ihm auf dem Notariat die Einzelheiten des Vertrages vorgelesen wurden. Er behauptete, von der Verpflichtung, das Land aufzufüllen, sei nicht gesprochen worden. Er weigerte sich, die Urkunde zu unterzeichnen. Nievergelt, der auch anwesend war, suchte Peter zu besänftigen. Der Landschreiber merkte wohl, welcher von den beiden der Ganner war; er kannte aber Peter Hotz als einen eigensinnigen Besserwisser und wollte ihm eine Lektion erteilen:

«Hotz, unterschrieben ist unterschrieben,» sagte er ernst, «oder wenn Ihr dem Nievergelt fünftausend Franken Reukauf bezahlen wollt.»

Das war für Peter zuviel. Er unterschrieb, nahm den Rest von zweitausend Franken entgegen und ging grimmig, ohne ein Wort zu sagen, heim.

Die Auffüllung des Streulandes war schwieriger als Peter sich das vorgestellt hatte, denn man konnte mit keinem beladenen Wagen hineinfahren, ohne daß die Räder bis zur Nabe einsanken. Es blieb ihm jedoch nichts anderes übrig, als das ganze Streuland mit Kies und Erde zu bedecken. Man lachte über den klugen Peter, der bei allem der Schläuere sein wollte und keinen Menschen in seine Pläne einwehte. Am meisten lachte man über ihn, als im Dorf ruchbar wurde, Nievergelt habe Peters Land für dreißigtausend Franken weiterverkauft.

Nun fing alles an zu spekulieren. Ueber Nacht war der Wert des Landes hinaufgeschwollen. In allen Schenken saßen die Händler, Nievergelt stets unter ihnen. Peter spuckte aus, wenn er ihn von weitem sah. Nievergelt ließ sich dadurch aber nicht beirren.

«Herr Hotz, Ihr habt doch Kies und Sand in Fülle,» sagte er ihm eines Tages, «wenn ihr euern Buck ausbeutet, könnt Ihr ein reicher Mann werden — wie ich,» setzte er leise und mit einem Zwinker hinzu.

Diesmal wollte Peter nicht allein der Klügere sein. Er fragte die Nachbarn beim Abendessen, was sie vom Kiesgrubenprojekt hielten. Aber sie lachten ihm aus.

Erika

ist eine Erfolgsmaschine



Sie hat schon vielen geholfen, das gesteckte Ziel zu erreichen. Das ist das Ergebnis ihrer besonders schönen und eindrucksvollen Schrift. Jedem, der viel zu schreiben hat, ist Erika heute unentbehrlich. Ob Sie Arzt, Apotheker oder Pfarrer, Privatmann, Beamter, Kaufmann oder Vertreter sind — allen hilft Erika vorwärts! Ein Erika-Brief ist klar und schön — er ist ein Stück von der Persönlichkeit des Absenders. Und wie wichtig sind Durchschläge! Haben Sie nicht schon einmal Unannehmlichkeiten und Verluste gehabt, weil Sie von einem Schriftstück keine Abschrift besaßen? Erika liefert bis zu 10 saubere Durchschläge. Dabei ist Erika-Schreiben so einfach. Jedes Kind lernt es in wenigen Stunden.

Der Anschlag ist unerreicht weich und federnd (patent. Tasthebelkonstruktion).

Erika — die Maschine von höchster Qualität für fortlaufend größte Leistung bei langer Lebensdauer

Erika ist wirklich in jeder Richtung eine Erfolgsmaschine. Und zahlen können Sie auch in Monatsraten, sogar nur Fr. 20.— monatl.



FORSANOSE macht vollschlank und hilft bei Unterernährung Nervenschwäche Rekonvaleszenz Uebermüdung Blutarmut

Er tanzt nur mit ihr

Kein Wunder! Sie sieht entzückend aus, tanzt fabelhaft und ist lebensfroh, wie nur ein Mensch, dem die Natur alle körperlichen und geistigen Vorzüge verliehen hat. Die körperlichen Vorzüge hat sie aber nicht von der Natur. Vor einem Jahr noch hat sich keiner nach ihr umgesehen, weil sie so mager war. Wie sie zu dieser blendenden Figur gekommen ist? Durch

FORSANOSE

das Kräftigungsmittel, das jedem hilft

Forсанose-Pulver, das Frühstückstränk Fr. 2.50 und 4.50.
Forсанose-Elixir Fr. 3.25, 5.50 und 10.—. Forсанose-Tabletten Fr. 3.75
In allen Apotheken zu haben

HERSTELLER: FOFAG, VOLKETS WIL (Zürich)

Verlangen Sie ausführlichen Gratisprospekt über das neue Erika-Teilzahlungssystem und die Adresse der nächsten Erika-Vertretung durch den Generalvertreter:

W. Häusler-Zepf, Olten

«Bis du dein Kies aus der Grube herausgegrübelt hast, haben die andern ihre Häuser schon längst gebaut.» Zu Hause widersetzte sich vor allem Hanif dem neuen Plan. Er wollte an diese Kiesgrube keinen Finger anlegen, das sei nichts für einen Bauern, das sei für Italiener gerade recht, für Tschinggen, sagte er.

Auf dem einstigen Streuland Peters wurde eine Fabrik gebaut. Er bewarb sich um die Lieferung von Sand und Kies, die ihm zugesprochen wurde. Er schaffte zwei Pferde an und stellte einige Erdarbeiter ein. Das Vieh verkaufte er bis auf zwei Kühe. Die Arbeiter arbeiteten für geringes Geld vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Sie luden Wagen um Wagen, den einen mit Kies und Geröll, den andern mit Sand. Mit dem Wagen fuhr er vom Buck, wo seine Arbeiter schaufelten, bis zu seinem einstigen Streuland, wo er Sand und Kies für die Bauten anzuhaufen hatte. Eine Schar von Arbeitern war dort schon mit dem Ausgraben der Fundamente beschäftigt.

Wenn er dann mit den beiden Braunen und dem schweren ächzenden Gefährt in seinem alten Streuland hielt, wo nun Fabriken gebaut wurden, löste er die Seitenwände des Wagens, indem er von unten auf ihre Handhaben schlug, so daß sie sich einen Spalt hoben und der Sand herauszurinnen begann. Und je mehr er die Bretter lockerte, um so reicher rann der Sand heraus, um so tiefer häufte er sich um die Räder an. Dann klappte er die Seitenbretter wieder auf, und mit einem befehlenden «Hü!» trieb er die Pferde an, den Wagen aus dem Sandhaufen, der unter ihm entstanden war, herauszuziehen.

Das gefiel Peter besser als Kartoffeln stecken und Korn säen oder Futter schneiden. Er verdiente auch ordentlich Geld dabei und lachte heimlich auf den Stockzähnen, wenn er daran dachte, daß er nur einmal hereingelegt worden sei, durch den Nievergelt. Zuerst habe er sein Streuland verkauft, jetzt verkaufte er kein Land mehr, sondern nur noch den Grund, aus dem das Land bestand. Geröll und Sand verkaufte er, aber er behielt das Land selbst für sich. Das war doch doppelt schlau, oder nicht?

Nachdem der Buck abgetragen war, wollte Peter ei-

gentlich die Ausbeutung einstellen. Das hatte er wenigstens der Mutter versprochen. Es hatte aber keinen Sinn, jetzt, wo alles erst recht in den Zug gekommen war, abzubrechen. Jetzt mußte Geld verdient werden. Rings um die Stadt erhoben sich Häuser und Fabriken, gähnten Kellergruben, spreizten sich Baugespanne. Man brauchte sein Kies, man brauchte seinen Sand. So lief er wieder graben, indem er einen Acker neben dem Buck zur Kiesgrube bestimmte. Es mußten noch mehr Pferde, noch mehr Erdarbeiter her. Die Fuhrn besorgte er nicht mehr selbst, er stellte Fuhrknechte ein. Denn je größer sein Geschäft wurde, um so mehr hatte er in der Stadt zu tun, um mit den Bauherren und den Architekten zu verhandeln.

Früher hatte der Buck den Blick gegen die Stadt aufgefangen, wenn Peter hinter seinem Haus auf die Felder schaute. Jetzt war der Hügelzug vernebt, sein Kies und Sand war in Fabriken und Häusern eingemauert; wo der Hügel sich hinzog, war nur eine Grube, aus der er den Boden schöpfte und verkaufte, ohne daß er das Land preisgab.

Die Mutter sah der Entwicklung Peters und seiner Geschäfte mit Besorgnis entgegen. Daß man den Buck abgetragen hatte, gefiel ihr nicht. Peters Vater selig hatte sich jedesmal gefreut, wenn er vom Markt heimkam, daß es einen Buck gab, hinter welchem man verschwinden und die Stadt vergessen konnte. Hinter dem Buck fühlte man sich wie verborgen. Man sah am Abend das Licht der Stadt in den Wolken, aber es blendete nicht. Jetzt schaute man von der hinteren Stalltüre bis in den Bahnhof hinein und konnte die Lichter zählen, die im Bahnhof und in seiner Nähe hingen. Man war der Stadt ausgeliefert.

«s'isch guet, mues de Vatter sälig das nümme erläbe», war das Klageged der Alten, wenn Peter immer häufiger erst am späten Abend und meist angestochen aus der Stadt heimkehrte. Einmal kam er nicht mit der Eisenbahn, sondern mit einer Miet-Droschke. Das ist für Bauern so ungewohnt, daß die Mutter, die schon zu Bett gegangen war, wieder aufstand, um ihrem Sohn, der die Treppe hinaufpolierte, ins Gewissen zu reden.

«Es ist eine Schande, sobald der Bauer aus dem ärgsten Dreck herausgekrochen ist, sticht ihn schon der Uebermut, daß er mit den Stadtherren gemeinschaftliche Sache machen will. Warte nur, du wirst doch nicht glauben, daß sie aus Liebe und um Gottes willen mit dir herumsaufen. Wenn du so weiter machst mit Wirtshaus und Droschkenfahren, nimmst du noch ein trauriges Ende, du Blagöri. Merkst du denn nicht, was die Leute in der Stadt von dir wollen? Dein Geld wollen sie, das Land wollen sie, den Hof w'ilen sie, und zuletzt haben wir weder Haus noch Feimet mehr, wenn du wucherst statt arbeiten und in Kutschen herumfährst wie ein Baron. Und jetzt mach, daß d' is Bett chunschst, du Usöd, und heb Sorg zum schöne Gwand!»

Peter sagte in seiner protzigen Art nur: «Schwig doch, ich vermag's, und damit fertig!»

Eigentlich tat ihm die «Alte leid, die so verhulzet und klein in einer weißen Nachtschlute mit der Kerze in der Hand vor ihm stand, das Zöpfchen hing ihr kahl und zerfressen wie ein Rattenschwanz über die Schulter herab. Peter ging in seine Kammer und zog sich aus. Seine selige Stimmung war zerstört. In der Stadt, im «Blauen Raben», da hatte man ihn hochleben lassen, hier war er nichts weiter als die Zielscheibe für lästige Ermahnungen. Als die Mutter am Morgen ein blondes Frauenhaar an seinem Sonntagsgewand fand, stellte sie ihn energisch zur Rede.

«Jetzt bish doch über sibezi und immer na yfersüchtig!» lachte der vierzigjährige Sohn.

«Und ich wott wüsse, was da gaht!» belferte sie. «Wenn d' eini ume hescht, so bring si und zeig si, aber nüd eso hindenumetüesse, und öppis ha und öppis chönne mues si, suuscht chascht si denn fryli wider laufe lah. Verstant si d'Hushaltig?»

«Die chunt nüd i das Huus ine,» machte Peter, «überhaupt, vo Hürate redt gar niemert.»

«Was sind das für neu Sache? Du zehrscht es Wiber-volch ume und niemert redt vom Hürate?» wettete sie. «Du chunschst ja immer schöner im Halstuech. Jetzt marsch a d'Arbet, hüt mues z'Acker g'fahre syl!»

(Fortsetzung folgt)

Blondhaar RICHTIG pflegen!



- Mattes, durch falsche Behandlung unansehnlich gewordenes Blondhaar. Durch Pigmentierung nachgedunkelt und strähmig. Kalkseifenschleier.
- Regelmäßige mit NUR-BLOND gepflegtes Haar. Leuchtendes Goldblond ohne jede Schlierbildung. Keine Pigmentierung. Haar elastisch und gesund.

Blond: Haar hat eine feinere, empfindlichere Struktur als brünettes oder schwarzes Haar. Es muß mit einem Spezial-Shampoo gepflegt werden, sonst dunkelt es nach und verliert seinen ursprünglichen Glanz. NUR-BLOND, das Spezial-Shampoo für Blondinen, verhindert dank seiner besonderen Zusammensetzung Pigmentierung (Nachdunkeln des Haares) und gibt bereits nachgedunkeltem Blondhaar seinen ursprünglichen Glanz und seine Leuchtkraft wieder. NUR-BLOND erhält blondes Haar gesund und elastisch, es hinterläßt keinen Kalkseifenschleier und enthält keine Färbemittel und keine Henna. Frei von allen schädlichen Bestandteilen.

NUR-BLOND
Das Spezial-Shampoo für Blondinen
General-Vertretung für die Schweiz: E. Gagnang, Zürich 6

Fine Champagne
Comte de ROFFIGNAC
COGNAC

Kurhaus Parkhotel AROSA
Diätetisch-physikalische Heilmethoden
Verlangen Sie bitte Prospekt Nr. 3
Telephon 580

Neurasthenie

Nervenschwäche der Männer, verbunden mit Funktionsstörungen und Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom Standpunkte des Spezialarztes ohne wertlose Gewaltmittel zu verhüten und zu heilen. Wertvoller Ratgeber für jung und alt, für gesund und schon erkrankt, illus., neubearbeitet unter Berücksichtigung der modernsten Gesichtspunkte. Gegen Fr. 1.50 in Briefmarken zu beziehen von Dr. med. Hausherr, Verlag Silviana, Herisau 472

Abonnieren Sie die „Zürcher Illustrierte“

Schnegli
Alberli-Biscuits

leicht verdaulich, wohlschmeckend; zur Kranken- und Kinderpflege unentbehrlich.
In allen besseren Geschäften der Lebensmittelbranche erhältlich.

INSTITUT JUVENTUS
MANDELHOF ZÜRICH
Maturität - Handelsdiplom

A. S. GROB

Im Bummelzug hilft eine gute Pedroni die Zeit verkürzen....
bis zum Schluss ein Genuss

Achten Sie auf die gold-rote Banderole, nur sie bietet Garantie für die überlegene Pedroni-Qualität
ALLEINFABRIKANT: S. A. RODOLFO PEDRONI, CHIASSO

Schlanke Körperform
ohne Änderung der Lebensweise bewirken
Waldheim's Entfettungspillen und Tee
aus der Apotheke zur Goldenen Krone, Anton v. Waldheim, Wien. Originalpackung Fr. 4.50, erhältlich nur in Apotheken oder direkt von der Generalvertretung für die Schweiz:
PHARMACIE INTERNATIONALE
Fraumünster - Apotheke, Dr. F. Hebeisen, Poststraße 6, Zürich 1

PHARMACIE INTERNATIONALE, Dr. HEBEISEN, POSTSTRASSE 6, ZÜRICH

Gutschein: Senden Sie mir je 1 Gratisprobe von Waldheim's Entfettungspillen und -Tee. 50 Cts. für Porto füge ich in Marken hier bei

Frau - Fr. - Herr _____
Ort _____ Straße _____